

GREG KEYES

Der Bund der Alchemisten 1

### *Buch*

Als Sir Isaac Newton seinen brillanten, aber ruhelosen Verstand seiner alten Leidenschaft – der uralten Kunst der Alchemie – zuwendet, wird er schon nach kurzer Zeit mit einem Ergebnis belohnt, das seine kühnsten Träume übertrifft: Er entdeckt das Quecksilber der Weisen, eine geheimnisvolle Substanz, mit der sich die vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer manipulieren lassen. Die Möglichkeiten zur praktischen Anwendung dieser Entdeckung sind enorm – dazu gehören so wunderbare Dinge wie flammenlose Lampen oder Ätherschreiber, aber auch schreckliche Waffen, die das Blut zum Kochen bringen und Festungsmauern wie Glas zerspringen lassen. Diese Waffen kommen auch einige Jahre später im Krieg zwischen England und Frankreich zum Einsatz. Als Frankreich den Krieg zu verlieren droht, erteilt der Sonnenkönig Louis XIV den Auftrag, auf der Basis von Newtons Entdeckungen eine gewaltige Waffe zu bauen, mit der er London mit einem einzigen Schlag ausradieren kann. Und zudem wird die Menschheit noch von einer ganz anderen Seite bedroht, denn Newtons Experimente haben das Tor in eine Welt aufgestoßen, deren Bewohner darüber jedoch alles andere als erfreut sind – und die das keineswegs einfach so hinnehmen wollen ...

### *Autor*

Greg Keyes lernte schon als Kind die Kultur und Sprache der Navajo-Indianer kennen und entwickelte hierdurch eine große Faszination für Sprachen, Rituale und Mythen. Nach einem Anthropologie-Studium begann er mit der Schriftstellerei, wobei er binnen kürzester Zeit in die Riege der »jungen Erneuerer« aufstieg. Für seinen Zyklus »Der Bund der Alchemisten«, bei dem er sich stark von Jules Verne inspirieren ließ, erhielt er den begehrten französischen »Grand Prix de l'Imaginaire«.

*Als Blanvalet Taschenbuch von Greg Keyes lieferbar:*

DIE VERLORENEN REICHE: 1. Der Dornenkönig. Roman (24260), 2. Die Rückkehr der Königin. Roman (24261), 3. Der Blutritter. Roman (24262)

*Weitere Bände sind in Vorbereitung.*

Greg Keyes

---

# Newtons Kanone

Der Bund der Alchemisten 1

Aus dem Englischen von Carmen Jacobs  
und Thomas Müller-Jacobs

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel  
»The Age of Unreason 1. Newton's Cannon«  
bei Voyager Del Rey, New York



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden.

### 1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2007 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 1999 by Greg Keyes

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by

Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign München

Umschlagfoto: © Martin Lisec, Prag

Redaktion: Michael Pfingstl

HK · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-24355-6

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für meinen Vater  
John Howard Keyes



# Inhaltsverzeichnis

Prolog .....	9
--------------	---

## Teil eins

### Vernunft und Wahnsinn, 1720

1 Versailles .....	35
2 Der Druckerlehrling .....	48
3 Adrienne .....	64
4 Ein geniales Gerät .....	75
5 Von Kutschenfahrten und Intrigen .....	93
6 Der Zauberer auf dem Feld .....	103
7 Der Grand Canal .....	114
8 Silence Dogood .....	131
9 Königsmord .....	149
10 Der Höllenfeuerclub .....	163
11 Drei Gespräche .....	172
12 Schreckliche Gärten .....	185
13 Harmonischer Einklang .....	196
14 Wiedergeburt .....	202
15 Geheimnisse .....	208
16 Schlaflied .....	216
17 Die Korai .....	227
18 Blitzableiter .....	238
19 Träume von Königinnen .....	246
20 Teach .....	259

## Teil zwei

### Die Kanone

1	Stadt der Wissenschaft	275
2	Menagerie	281
3	Kaffeehaus	290
4	Maskerade	297
5	Hermes	309
6	Enthüllungen	317
7	Die Newtonianer	326
8	Kinder von Blei und Zinn	337
9	Die Royal Society	346
10	Sünde	359
11	Newton	372
12	Im Irrgarten	380
13	Vasilisa	391
14	Zauberspiegel	401
15	Die Ägis	411
16	Manöver	428
17	Das Planetarium	439
18	Das Elixier des Lebens	453
19	Verräter	463
20	Das Gesicht der Thetis	475
21	Magus	485
22	Brücken	496
23	Kanone	513
24	Der nachtdunkle Tag	523
	Epilog: Der Engel der Könige	533
	Danksagung	539



# Prolog

1681

## Jupiter reitet auf seinem Adler

Humphrey wischte sich den Schweiß von der Stirn und unterbrach kurz die Arbeit am Blasebalg. Nervös blickte er zu Isaac hinüber, der mit der Hingabe eines Liebhabers – oder eines Wahnsinnigen – in den roten Schlund des Ofens starrte.

»Isaac, du solltest dich endlich ausruhen«, flehte er ihn an. »Wie viele Tage machst du das jetzt schon?«

Isaac würdigte ihn keines Blickes. Stattdessen trat er an den Labortisch und leerte den Inhalt eines Mörsers in ein Becherglas. Dann machte er sich mit der Feder über sein Notizbuch her und kritzelte wild hinein. »Ich weiß es nicht. Welcher Tag *ist* heute?«

Humphrey starrte seinen Freund an, dessen fleckiges Hemd wie Pergament an seinem ausgemergelten Körper klebte. »Und wie lange ist es her, seit du etwas gegessen hast?«, beharrte er.

»Kümmere dich um den Ofen, Humphrey«, brummte Newton. Humphrey hatte ihn schon früher so gesehen, tagelang ohne Essen oder Schlaf, vollkommen in seinen Gedanken versunken, die selbst andere Gelehrte kaum zu erahnen vermochten. Wäre Isaac nichts weiter als ein verblendeter Fantast, würde Humphrey nicht hier stehen und wie ein Sklave den Blasebalg pumpen. Aber Newton war nicht verrückt. Er gehörte zu den seltensten Geschöpfen

überhaupt: Er war ein Genie. Mit seinen neununddreißig Jahren hatte er den begehrten Lucasischen Lehrstuhl in Cambridge inne und war somit ohnegleichen. »Jetzt«, murmelte Isaac und nahm die Eisenzange von seinem Laborisch. Er riss die Ofentür auf. Eine Welle sengender Hitze ergoss sich in den Raum und verdrängte den letzten Rest der kühlen Brise, die durch die offenen Fenster hereingeweht war. Newton musste wegen der Hitze die Augen zusammenkneifen, aber seine Hand zitterte nicht, als er mit der Zange in den Ofen griff und den glühenden Tiegel herausholte.

Mit einer bedächtigen Bewegung neigte Isaac den Steingutbehälter über ein dickes Becherglas. Humphrey zuckte zusammen. Er hatte erwartet, dass sich eine geschmolzene Masse spritzend über den Rand des Tiegels ergießen würde. Stattdessen aber fiel eine kleine, silbrige Kugel heraus. Er konnte nur einen Blick darauf erhaschen, bevor eine beißende Dampfwolke aus dem Behälter quoll. Während Humphrey in sein Taschentuch hustete, beugte sich Isaac ruhig nach vorn und schloss die Ofentür.

Als die Hitze nachließ, wurde es vorübergehend still im Raum. Nun, da der Ofen geschlossen war, erschien alles plötzlich ganz *normal*. Während der vergangenen zehn Stunden hatte sich Humphrey gefühlt, als würde er von einem alchemistischen Albtraum verschlungen.

»Nun«, murmelte Isaac, »werden wir es ja sehen. Wir werden sehen, ob Jupiter seinen Adler reitet.«

Humphrey war nicht sehr bewandert in der geheimnisvollen, okkulten Sprache der Alchemie. Er wusste aber, dass Jupiter ein wie auch immer geartetes Metall war, von dem es hieß, es sei nützlich bei der Herstellung des Queck-

silbers der Weisen – des ursprünglichsten, unverfälschtesten Metalls von allen, des Urahns aller anderen Metalle.

Newton spähte in den Kolben. »Und das Menstruum trägt es nach oben«, sagte er nüchtern. Humphrey sah Isaac zu, wie er eilig ein paar Notizen hinkritzelte.

»Darf ich schauen?« fragte er.

Newton nickte ungeduldig und biss auf das Ende seines Federkiels.

Humphrey riskierte einen Blick in den Kolben. Eine Kugel aus Metall lag in einem Rest gelblicher Flüssigkeit. Jetzt erkannte er den Geruch – die Schärfe konnte nur von Ammoniak kommen. Doch was waren das für Strudel und Stichflammen? Letztere nahmen plötzlich dramatisch zu.

»Isaac«, begann er, da verdoppelte sich das Lodern mit einem Mal, verdreifachte sich. Humphrey taumelte von der Werkbank zurück. Ein Blitz, so dick wie ein Baumstamm, schoss plötzlich aus dem Kolben empor und durchschnitt die Luft genau dort, wo eben noch sein Gesicht gewesen war. Der Blitz schwoll immer weiter an, fluoreszierte zwischen Rot und Blau und erschütterte den Raum mit Donner. Humphrey schrie auf und wandte der furchtbaren Flamme den Rücken zu. Er konnte nichts sehen; Helligkeit brannte sich in seine Augen wie Säure, die auf Kupfer gegossen wird. Er stolperte, stürzte, fiel über einen Tisch.

Starke Arme schoben sich unter seine und hoben ihn hoch, und er öffnete die Augen. Das Licht war noch greller geworden, das Flammenschwert eines Erzengels, und noch einmal schrie er voller Schrecken, bevor er das Bewusstsein verlor.

Als Humphrey zu sich kam, lag er in kühlem Gras, die Schlieren in seinen Augen verblassten langsam. Benommen sah er sich um. Er befand sich im Garten neben Isaacs Labor. Über ihm war der Himmel mild und blau, flaumigweich von Wolken. Isaac saß ein paar Schritte von ihm entfernt und kritzelte wild in ein Notizbuch. In der Luft tobte ein lautes Knistern.

Eine Schlange aus Flammen erhob sich durch das Dach von Isaacs Schuppen und wand sich hoch hinauf in den Himmel, bis ihr Ende nicht mehr zu erkennen war – eine Jakobsleiter.

»Was?«, stöhnte Humphrey, erfreut, dass er wieder seine eigene Stimme hören konnte.

»Und das Menstruum trägt es nach oben«, erklärte Newton ihm wie einem Kind. »Aber wie hätte ich das wissen können? Das ändert *alles*.«

»Der Blitz –«

Newton nickte heftig. »Ja! Ja! Es ist die Luft, die sich zersetzt. Lux, freigesetzt vom wahren Quecksilber! Der Äther selbst ist freigelegt, Humphrey. Wir haben an die Natur der Materie gerührt. Verstehst du, was das bedeutet?«

»Ja«, erwiderte Humphrey schwach. »Es bedeutet, dass du ein neues Dach brauchst.«

## Der Engel der Könige

Louis schrak zurück, als er das schwache Geknatter von Musketenschüssen durch das dicke Glas hörte. Gleich darauf brach der Mob plötzlich erneut in lautes Rufen aus. Am Fenster begann Philippe zu jammern.

»Komm vom Fenster weg, Philippe«, befahl Louis seinem achtjährigen Bruder. *Was, wenn eine der Kugeln ihren Weg in das Palais Royal selbst finden würde?*

Philippe wandte ihm sein tränenüberströmtes Gesicht zu, die dunklen Augen von Schrecken erfüllt.

»Louis, sie werden uns töten«, stöhnte er. »Sie werden den Palast niederbrennen, und sie werden – *wo* ist Maman?«

»Mutter kümmert sich um die königlichen Geschäfte«, sagte Louis. Er durchquerte die Galerie und packte seinen jüngeren Bruder am Ärmel.

»Komm«, beharrte Louis. »Dein König befiehlt es dir.« Das sagte er mit aller Autorität, die er aufbringen konnte.

Es funktionierte. Es funktionierte *immer*, wenn die Menschen tief in ihrem Innersten wussten, dass man der König war. Der Trick bestand darin, *sie* davon zu überzeugen. Vor allem wenn Kardinal Mazarin in der Nähe war, der ihm ständig sagte, was er tun sollte. Mazarin hielt sich *selbst* für den König.

Als Philippe vom Fenster wegtrat, warf Louis rasch einen Blick nach draußen. Er sah den Mob unten und den Schatten seines eigenen Gesichts auf dem Glas, das blasse

Bild eines zehnjährigen Monarchen. War es gefasst und entschlossen genug, oder verrieten seine Augen, wie Philippes, seine Angst?

Seine Gesichtszüge *wirkten* gelassen. Er erinnerte sich an den Ausdruck des Mundes seiner Mutter, an das tapfere Leuchten in ihren Augen, und er kopierte es, so gut er konnte.

»Hier, Philippe«, sagte er streng, »komm unter meinen Arm. Ich werde dich beschützen.«

»Wo ist Maman?«, wiederholte Philipp. »Wo sind die Soldaten?«

»Die Soldaten bewachen die Tore.«

Louis erinnerte sich an das Entsetzen in den Augen der Handvoll Wachen. Er erinnerte sich an das, was sie zu seiner Mutter gesagt hatten. »*Wir werden alle auf Eurer Türschwelle sterben.*« Vielleicht hatten sie tapfer klingen wollen, aber sie hatten sich angehört, als wären sie schon besiegt. Louis bezweifelte, dass man sich auf sie würde verlassen können, sollte der Mob durch die Türen stürmen.

»Wer wird uns beschützen?«, fragte Philippe.

Louis zog sein Schwert. Es war ein winziges Ding, ein Spielzeug. Aber Gesten waren mächtiger als die Realität. Er nahm Philippe in den einen Arm und hielt das kleine Rapier mit dem anderen. »Dein König wird dich verteidigen«, versprach er. »Komm jetzt, wir gehen in eines der Zimmer ohne Fenster.«

Sie fanden den Weg in einen abgedunkelten Salon, der von einer einzelnen Lampe erleuchtet wurde. Dort setzte sich Louis auf eine vergoldete Bank und zog seinen kleinen Bruder an sich. »Hier sind wir in Sicherheit«, sagte er, wohl wissend, dass das eine Lüge war. »Und wenn der

Mob durch die Tür kommen sollte, so werden sie erleben, wie ein König seinen Bruder verteidigt.«

»Gott ist bei uns, nicht wahr?«, fragte Philippe und versuchte, tapfer zu klingen, hörte sich aber nur jämmerlich an.

»Gott ist bei uns«, versicherte ihm Louis.

»Warum ist der Herr Kardinal dann in Grau gekleidet?«

Louis verbiss sich eine Erwiderung. Er hatte ebenfalls beobachtet, wie Kardinal Mazarin seine roten Roben gegen graue, anonyme Kleidung ausgetauscht hatte. Welch ein Narr! Welch ein Feigling! Aber zu Philippe sagte er: »Der Kardinal weiß, was er tut. Sei still, und denk an etwas Schöneres.«

»Das werde ich, Louis«, versprach der jüngere Knabe.

Wieder gedämpfte Schussalven, und wieder kämpfte Louis gegen seine eigene Furcht an. Alles um ihn herum brach auseinander, aber er war der König. Hatte er nicht mehr die Kontrolle über sein Königreich? Wie konnte sich Paris gegen ihn erheben?

Wie sehr er Paris hasste.

»Ich werde uns einen großartigen Palast bauen«, sagte er gedankenverloren zu Philippe. »Auf dem Land, weit weg von hier und von diesem Mob.«

Aber Philippe war eingeschlafen, und Louis wurde klar, dass er sprach, um sich selbst zu trösten.

Und jetzt wurden die Schüsse lauter – sie waren in der Eingangshalle. Das Donnern von Stiefeln und der Lärm von rauen Soldatenstimmen waren draußen zu hören. Louis packte sein Spielzeugschwert fester. Wenn er sich wie der König verhielt, dann *war* er der König, *war* der

König ... Er wiederholte es, sagte es, damit es wahr wurde.

Jetzt wurde die Tür aufgestoßen, und da stand John Churchill, der Herzog von Marlborough, sein gerötetes Gesicht hochmütig über dem Brustpanzer aus Adamantin. Sein langer schwarzer Mantel umhüllte ihn wie Rabenflügel. Marlborough, der dreimal Verdammte, der Teufel, der hierhergekommen war, um Versailles um ihn herum niederzubrennen.

Aber das hier *war* nicht Versailles. Es war das Palais Royal, und er war erst zehn und Versailles nicht mehr als ein Traum.

»Euer Majestät«, Marlborough grinste, und sein Französisch hatte einen starken Akzent. »Euer Majestät mögen dieses Spielzeug weglegen.« Er machte sich nicht die Mühe, den Lauf seiner *Kraftpistole* anzuheben.

»Verschwindet aus meinem Palast«, verlangte Louis, aber Marlborough lachte nur. Er durchschaute Louis, erkannte in ihm den Schwindler ...

Das war alles falsch. Louis rannte, das Gelächter ein Echo hinter ihm. Ein Schrei entwand sich seinen Lippen, und eine Woge der Demütigung durchflutete ihn.

Er wollte aus diesem Albtraum erwachen ...

Louis XIV., der Sonnenkönig, erwachte im 72. Jahr seiner Herrschaft in einer weitaus bittereren Realität. Schmerz flammte in seinem Bein auf, strömte durch seine Leisten und seinen Bauch und suchte den Weg zu seinem Herz. Obwohl das Bettzeug und sein Körper mit nach Blumen duftendem Parfüm getränkt waren, erfüllte der kranke Verwesungsgeruch von Wundbrand seine Nase. Er war,



erinnerte er sich, in Versailles – in jenem prachtvollen Palast auf dem Lande, von dem er in seiner Jugend geträumt hatte. Er konnte sehen, dass er von seiner Familie und seinem Hofstaat umringt war, selbst jetzt, auf seinem Sterbebett.

»Seine Majestät ist wach«, flüsterte jemand. Louis erkannte die Stimme seiner teuren Gattin, Maintenon. Der Ton ihrer Stimme machte deutlich, dass sie nicht erwartet hatte, seine Augen noch einmal geöffnet zu sehen.

»Sire? Gibt es irgendetwas, das wir für Euch tun können?« Das war Fagon, sein Arzt.

»In der Tat, Fagon«, brachte Louis heraus. »Ihr könnt mein Leben erhalten.«

Die Stimme des älteren Doktors zitterte. »Sire, wenn es irgendetwas gäbe, das ich tun könnte ...«

»Meine liebe Familie, meine Freunde«, begann Louis. Er holte zitternd Atem. »Es ist gut, dass Ihr jetzt alle hier seid. Es ist merkwürdig, denn ich hatte mich mit dem Tode abgefunden. Ich war bereit, meinem Gott gegenüberzutreten. Meine Beichte ist abgenommen worden, und ich habe Abschied genommen.« Er konnte Maintenons Gesicht sehen, dick mit Puder bedeckt, die Spuren ihrer Tränen wie Kanäle auf ihren Wangen. Trotzdem und trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre war sie noch immer schön; noch immer war sie die Frau, für die er alle anderen Geliebten aufgegeben hatte. Ihr Anblick gab ihm die Kraft weiterzusprechen.

»Doch jetzt, seht Ihr, weiß ich, dass ich nicht sterben darf. Marlborough ist zurückgekehrt, entschlossen, uns zu vernichten. Ich darf meinen jungen Erben nicht mit dieser Bürde zurücklassen. Ich darf *Frankreich* nicht mit dieser Bürde zurücklassen.«

Alle im Raum hielten den Atem an. Also wussten sie es ebenfalls. Sie hatten es vor ihm *geheim gehalten*. Mit Marlborough an der Spitze der verbündeten Armeen würde Frankreich fallen. »Fagon, beugt Euch näher heran«, befahl er und spürte bereits, wie seine Kräfte ihn verließen. »Im *cabinet du roi* ist eine Flasche ...«

»Das Persische Elixier?«, flüsterte Fagon ungläubig. »Darf ich Eure Majestät daran erinnern, dass es Eure unsterbliche Seele in Gefahr bringen würde, auch nur daran zu *denken*, darauf zurückzugreifen, selbst wenn dieser zweifelhafteste Trank irgendeine Wirkung haben sollte –«

»Ich bin Euer König und befehle es Euch«, erwiderte Louis und versuchte, seine Stimme freundlich klingen zu lassen. »Tut, was ich Euch sage.«

»Majestät«, murmelte Fagon und humpelte aus dem Raum.

Nun beugte sich Maintenon näher. »Ihr habt nach jenem Elixier gesandt, das dieser schreckliche kleine Mann aus Persien Euch gebracht hat?«

»Er war der Botschafter des Schahs von Persien, Madame.«

»Diese erbärmliche, missgestaltete Kreatur? Seine anderen Geschenke – was waren sie, ein paar minderwertige Perlen und Türkise? Wie könnt Ihr glauben, dass dieses Elixier auch nur einen Deut mehr wert ist als dieser jämmerliche Tand?«

Louis spürte ein Brodeln in seinem Hals, einen sauren Geschmack im Mund. »Weil« – er keuchte – »meine wissenschaftlichen Gelehrten es getestet haben. Es wirkt.«

Maintenon starrte bestürzt auf ihn herab. »Ihr habt nicht geruht, dies mir gegenüber zu erwähnen?«

»Zu welchem Zweck?« Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Ich hatte mich *dagegen* entschieden, es zu benutzen. Ich war es überdrüssig, König zu sein, Maintenon – überdrüssig, alle, die ich kannte, sterben zu sehen. Ich hoffte, wenigstens Euch ins Grab voranzugehen. Ich hoffte, meine liebe Nichte wiederzusehen, meinen Bruder ...« Maintenons Gesicht war plötzlich von einem dunklen Nebel verhüllt. Ihre Stimme quäkte wie eine Oboe, aber ihre Worte ergaben für ihn keinen Sinn mehr, und er sank wieder hinab in die Bewusstlosigkeit.

Er hoffte, dass seine Entscheidung nicht zu spät gekommen war.

Louis träumte wieder von den Jahren seiner Kindheit, als sein Vater gerade gestorben war und er sich wie eine Puppe fühlte, die herausgeholt wurde, um König zu spielen, und die man dann wieder in ihre dunkle Schachtel zurücklegte. Ganze Tage verstrichen, an denen niemand mit ihm sprach; seine eigenen Diensthofen spotteten über seine Befehle.

In seinem Traum drohte er in einem Gartenteich zu ertrinken. Er konnte nicht schwimmen.

Schließlich erreichte er doch die andere Seite, rief jetzt, aber niemand reagierte. Er begann vor Demütigung zu weinen. Niemanden kümmerte es im Geringsten, wenn er ertrank.

Nun, in seinem Traum hob ihn jemand aus dem Teich. Warme Winde umgaben ihn und trockneten seine Kleider, flüsterten ihm zu.

»Wer seid Ihr?«, fragte er.

»Still!«, sagte eine Stimme zu ihm. »Es gibt Engel, die

Könige beschützen, und ich bin einer von ihnen. Und du wirst der größte König von allen sein.«

»Ein Engel, der Könige beschützt«, wiederholte Louis. In seinem Traum wurde ihm warm, und er war glücklich, und der Schmerz und die Angst von vor einem Augenblick verflohen. In seinem Traum schlief er, und er fand Frieden.

1716

## Ein Wunder

Benjamin Franklin war zehn Jahre alt, als er sein erstes Wunder sah. Kalte Windfinger hatten sich den ganzen Tag durch die engen Straßen von Boston getastet, und als es Abend wurde, verstärkten sie ihren eisigen Griff. Der Sonnenuntergang glühte wie ein Ofen, aber es war ein kraftloses Prahlen. Die Tagundnachtgleiche war gekommen und gegangen, und der Winter hatte die Kolonie Massachusetts früh im Griff.

Ben wurde sich gerade erst der Kühle bewusst, als er auf dem Kai stand und die hohen, schlanken Linien einer Schaluppe betrachtete, die in den Hafen segelte. Er sorgte sich weniger um die Kälte als darum, wie er seinem Vater erklären sollte, wo er gewesen war und warum es so lange gedauert hatte, einen Laib Brot zu holen. Er wollte seinen Vater nicht anlügen – das wäre eine furchtbare Sünde, wie er wusste. Aber nachdem sein Bruder Josiah erst kürzlich fortgelaufen war, um sich als Matrose zu verdingen, würde

sein Vater nicht gern hören, dass Ben wieder Schiffe angeschaut hatte. Er wollte nicht *zwei* Söhne an Wellen und Wind verlieren, das hatte er ausreichend klargemacht. Ben fragte sich, ob es einen Weg gab, die Wahrheit so zu verbrämen, dass sie ihn nicht belastete. Er könnte argumentieren, dass seine Liebe zu Schiffen nichts weiter sei als eine Liebe zu gut gebauten Dingen. Aber er *sehnte* sich danach, seinem Bruder ins Abenteuer zu folgen – zu Walen und Piraten und unbekanntem Königreichen. Die *Wahrheit* war, er konnte den Gedanken nicht ertragen, sein ganzes Leben in Boston zu bleiben, nicht nachdem ihm die Aussicht auf Oberschule und College genommen worden war.

In düsterer Stimmung bog Ben in die Crooked Lane ab in der Hoffnung, seinen Heimweg um ein paar Augenblicke abzukürzen. Die schmale Gasse war jetzt fast ganz dunkel, und die ersten Sterne leuchteten am indigoblauen Himmel wie Juwelen. Hier und da erfüllte die halbherzige Flamme einer Kerze ein Fenster mit Leben. Die Kerzen spendeten Ben keinen Trost, stattdessen erinnerten sie ihn daran, was er morgen tun würde: Talg kochen, um die erbärmlichen Dinger *herzustellen*. Und am Tag danach, und immer so weiter, bis er ein alter Mann wäre.

Auf halbem Weg in der Gasse sah er ein Licht, das nicht flackerte. Zuerst dachte er, es sei eine Laterne, aber selbst das Licht einer Laterne *waberte*. Dieses hier schien so stetig wie die Sonne. Ben verspürte einen leichten Schauer, der nichts mit der klirrenden Kälte zu tun hatte. Das Licht schimmerte durch die halb geschlossenen Fensterläden einer Pension.

Er entschied sich innerhalb einer Sekunde. Er war ohnehin bereits zu spät dran. Dieses Licht wirkte so unnatür-

lich, dass er wusste, es musste ein Trick dahinterstecken. Vielleicht war die Flamme von einer Papierlaterne umhüllt. Er bewegte sich so leise er konnte durch den Vorgarten, bis er das Licht selbst sehen konnte: eine fahle, bläuliche Kugel. Er begriff sofort, dass dieses Licht keine Flamme war. Aber wenn nicht Flamme, was dann?

Ein Funke von Feuerstein und Stahl hatte etwas von der Qualität des Lichtes dieser Kugel, doch ein Funke war das kurzlebigste von allen Dingen dieser Erde. Sein junger Verstand konnte jedoch nichts anderes finden, um zu erklären, was er sah. Außerdem spürte er, dass dies Alchemie war, Magie – *Wissenschaft*, die Königin aller Magie.

Wenn es aber Magie war, dann musste ein Magier dort sein. Er schlich näher an das Haus heran, bis seine Augen fast die dicke Glasscheibe berührten.

Die Kugel war die einzige Lichtquelle in dem Raum. Es brannte kein Feuer im Herd, aber das Fenster fühlte sich warm an. Ben fragte sich, ob das magische Licht auch Hitze abgab. Wenn es so war, dann konnte es nicht viel Hitze sein, denn weniger als einen Fuß entfernt von der strahlenden Kugel saß ein Mann und las in einem Buch. Die Kugel, sah Ben jetzt, *schwebte* in Wahrheit über dem Kopf des Mannes, so dass seine Perücke und seine Augenbrauen Schatten auf sein Gesicht warfen. Die Perücke floss ihm in Locken über die Schultern. Sein blauer Mantel ähnelte einer Art Uniform. Er lehnte über dem Tisch und folgte den Schriftzeichen in seinem Buch. Das Licht war so klar und die Schrift so deutlich zu sehen, dass Ben erkennen konnte, dass das Buch weder in Englisch noch in Latein geschrieben war. Die Schriftzeichen bestanden nur aus weit ausholenden Kringeln und Kurven und waren ebenso schön wie rätselhaft.